Jäger, Hermann
Bemerkungen zur römischen Satire

PA
6095
J34

Zwölfter Jahresbericht

des

k. k. Staats-Gymnasiums

in Ried

am Schlusse des Schuljahres 1882/83.

I. Bemerkungen zur römischen Satire insbesondere der des Horaz und einigen mit ihr verwandten Dichtungsarten. Von H. JÆGER, k. k. Professor.

II. Schulnachrichten vom Director.

BIBLIOTHEK

Verlag des k. k. Gymnasiums.

Druck von J. Kränzl in Ried.

PQ
4195
S34

LIBRARY
558599
UNIVERSITY OF TORONTO

Bemerkungen

zur römischen Satire insbesondere der des Horaz und einigen mit ihr verwandten Dichtungsarten.

Von H. Jaeger.

Horaz spricht sich an der Stelle, wo er seiner Thätigkeit als Satiriker erwähnt (sat. I, 4, 39, 45), die Eigenschaften eines wahren Dichters ab. Zu einem solchen gehörten, sagt er, Erfindungskraft, Begeisterung zur Behandlung des Erfundenen und eine Sprache höheren Schwunges; die rythmische Anordnung der Rede, worin er allerdings seinen ungelenken Vorgänger Lucilius, der dieselbe arg vernachlässigte, übertroffen habe, allein genüge nicht, was er schreibe, nähere sich vielmehr der Sprache des gewöhnlichen Lebens (ibid. 41, 42), deren sich auch die griechischen Comödiendichter bedient, welche ihren (der gemeinen Wirklichkeit entnommenen) Stoffen eine Darstellung gegeben hätten, die Kraft und feurigen Aufschwung vermissen liesse. Das, was sie geschrieben hätten, sei, wofern man vom Versmasse absehe, in Bezug auf Inhalt und Gedanken lautere Prosa. (v. 47, 48.)

Mag nun Horaz immerhin darüber getheilter Meinung gewesen sein, ob das, was er von der Comödie erwähnte, auch die volle und ganze Geltung für die Satire haben solle — in v. 63 lässt er ja wieder die Frage, ob die Satire ein echtes Gedicht sei oder nicht, unentschieden — so ist doch soviel gewiss, dass er die Satiren durch die Unterordnung unter den Gattungsnamen sermones in Gegensatz stellte zu den höheren Arten der Poesie.

Nebstdem gebraucht unser Dichter auch wiederholt den Namen satira. So sat. II, 1, 1; II, 6, 17. Die Ableitung des Wortes „satira“ steht nicht hinreichend fest. Die Alten leiteten zumeist das Wort von dem griechischen *Σάτυρος* ab, weil ebenso wie in den griechischen *δράματα σατυρικά* sich auch in den römischen saturae viel Scherzhaftes und Unfläthiges vorfand. Eine Minderzahl von alten Erklärern jedoch und die Mehrzahl der neueren leiteten das Wort von dem Adiective satur ab, und behaupten, die Kunstgattung habe ihren Namen von

der lanx satura erhalten, einer mit Feldfrüchten verschiedener Art gefüllten Schüssel, und bedeute also ein Allerlei, eine Sammlung von Dichtungen verschiedensten Inhaltes.*) Juvenal bezeichnet I, 85 u. 82 als Aufgabe seiner Satire, das verkehrte Thun und Treiben der Menschen zu schildern und setzt bei, der Inhalt derselben sei eine farrago, was dasselbe sagt wie satura, es ist „Gemisch“ oder „Mischmasch.“ Diese Bezeichnung scheint zu passen auf die Dichtungen des Ennius, der, soviel wir wissen, zuerst diesen Literaturzweig unter den Römern pflegte.

Aus den Titeln der wenigen uns erhaltenen Fragmente seiner Satiren, die in vier, nach Anderen in sechs Büchern (vgl. Teuffel „Geschichte der röm. Literatur“ z. St.) erschienen waren, geht hervor, dass sie Episches (Verherrlichung der Thaten Scipio des Aeltern, des Siegers von Zama und des Fulvius Nobilior, des Besiegers der Aetoler), Didactisches (Protrepticus, dessen anderer Titel Praecepta war und der Sprüche der Weisheit enthalten haben dürfte; Heduphageticus ein Kochbuch, Epicharmus ein Lehrgedicht naturphilosophischen Inhalts, Euemerus Ansichten des Philosophen Euemerus über den Ursprung der Götter), ein Stück wahrscheinlich obscönen Inhaltes, Sota, und schliesslich einige Epigramme enthalten haben. Des Ennius Satiren unterschieden sich auch in Sprache und Tendenz von denen seiner Nachfolger. Die Sprache war keineswegs ein der Prosa sich nähernder sermo, wie bei Horaz, sondern vielfach eine gehobene und ernste; die Tendenz war Verkehrtes zu rügen und durch den Tadel des Schlechten Begeisterung zur Tugend zu erwecken, sie war aber ferne von jener Bitterkeit, die seinen unmittelbaren Nachfolger (denn von den Satiren seines Schwestersohnes und Schülers des Pacuvius ist uns nichts erhalten) den Lucilius, kennzeichnet. Schon Diomedes III, 482, f. hat hierin den Unterschied zwischen Ennius und Lucilius wahrgenommen, wenn er schreibt: Satira dicitur carmen apud Romanos nunc quidem maledicum et ad carpenda hominum vitia archaee comoediae charactere compositum, quale scripserunt Lucilius et Horatius et Persius. at olim carmen, quod ex variis poematibus constabat, satira vocabatur, quale scripserunt Pacuvius et Ennius. Während also die Kritik des Ennius eine objective war, verfolgte Lucilius das Böse in den Personen der Bösen, er griff mit echt republikanischer Freimüthigkeit die Vornehmen so gut wie die Leute aller Stände an (Hor. sat. II, 1, 69), er tadelte, was zu tadeln war sowohl an Staatsmännern als an Privatpersonen, die er selbst namentlich zu nennen nicht das geringste Bedenken trug. Dabei war er so gerecht, dass er selbst seine eigenen Schwächen und Fehler nicht verhüllte. Das schönste Denkmal für seinen Freimuth und dessen Wirkung auf alle Schuldbewussten bilden die berühmten Verse Juvenals I, 165—168. Sein Ideal war die Grösse Rom's, das Ziel seines unablässigen Kampfes, den Abfall von der ehrwürdigen Sitte der Vorfahren nach Kräften hintanzuhalten. Wenn Diomedes als das wesentliche Merkmal der neueren Satire im Gegensatze zu der des Ennius, deren Streben bezeichnet, die Fehler der Menschen rücksichtslos an den Pranger zu stellen, und wenn Lucilius gerade wegen der bisher noch nicht erhörten Heftigkeit seiner Angriffe den Beifall des Alterthums auf sich lenkte, so lässt sich doch nicht mit gleichem Rechte behaupten, dass die Mannigfaltigkeit der behandelten Stoffe bloss der älteren Satire eigen sei.

Die Zeit, in der Horaz als Dichter auftrat, war von der des Lucilius wesentlich verschieden. Lucilius hatte mit ganzer Seele theilgenommen an den Kämpfen der Volkspartei gegen einen corrumpierten und corrumpierenden Adel. Horaz hatte nach Philippi die Unmöglichkeit der Erhaltung der republikanischen Staatsform eingesehen und sich mit dem Kaiserthum, welches die Zeitumstände nothwendig gemacht hatten, versöhnt. Hiedurch ward aber seine Freiheit als Satiriker wesentlich beschränkt, denn die Politik zu berühren, das Hauptgebiet

*) Man vgl. hiezu Fritzsche's „des Q. Horatius Flaccus Sermonen“ I. B. S. 13 ff.

der Satiren des Lucilius, war ihm versagt. Er musste sich beschränken auf die Kritik gesellschaftlicher Zustände und literarischer Erscheinungen. Wie er zum Satirendichten gekommen sei und was er damit bezwecke, welche Motive ihn dabei leiteten, darüber spricht sich der Dichter selbst ausführlich in der vierten Satire des ersten Buches aus.

Wie die Satiren nennt Horaz auch seine Episteln sermones. (ep. I, 4, 1; II, 1, 4 u. 250. Desgleichen versteht er ep. II, 2, 59 unter Bioneis sermonibus et sale nigro sowohl Satiren als Episteln.) Den Sondernamen epistulae gebraucht Horaz nicht und auch Quintilian X, 1, 93 ff. spricht nur von der Satire und dem Jambus.

Suetonius nennt ihn in seiner vita einen satiricus et lyricus poeta und sagt weiter habitu corporis fuit brevis atque obesus, qualis a semet ipso in Satiris describitur; — offenbar schwebten ihm dabei, ausser sat. II, 3, 309, die Stellen I, 4, 15 u I, 20, 24 aus den Episteln vor Augen. — Sidonius Apollinaris fasst noch im fünften Jahrhundert Satiren und Episteln, deren Sondernamen er übrigens angibt, carm. IX, 223 unter dem Gattungsnamen sermones zusammen.

Unterschied von Satiren und Episteln.

Die Frage über das Verhältnis der Satiren zu den Episteln wurde von den Erklärern der alten und neuen Zeit vielfach besprochen. Der Commentator Porphyrio sagt zu ep. I, 1, 1: Die Episteln unterscheiden sich von den Sermonen nur durch die Aufschrift, nicht aber durch das Metrum und die Sprache. Dagegen aber unterscheidet die beiden Dichtungsarten der Commentator Acro, indem er zur Erklärung von sat. I, 1, 1 sagt: Durch Briefe sprechen wir zu Abwesenden, durch Sermonen mit Anwesenden. — Auch Porphyrio sagt ohne Rücksichtnahme auf sein früheres Wort: In den Sermonen will der Dichter so verstanden sein, als ob er vor Anwesenden spräche, in den Briefen, als ob dieselben an Abwesende geschickt worden wären. — Lambinus fixiert den Unterschied schon genauer, indem er erklärt: Abgesehen von Anderem unterscheiden sich die Satiren uud Episteln auch darin, dass jene witziger, scherzhafter, ungebundener, manchmal sogar ausgelassener, bitterer und bissiger sind, während diese, obleich sie keineswegs des Humors und feinen Witzes ermangeln, ebenso sehr durch Masshaltung und sittlichen Ernst, als durch Gereiftheit und Anmuth die anderen überragen.

Casanbonus*) sagt, die Satiren des Horaz gehörten zwei unter sich verschiedenen Arten an; die einen seien ἐλεγκτικαί und dienten dazu, die Irrenden zu tadeln, zu verlachen, ja manchmal um über dieselben mit Bitterkeit loszufahren; die andern enthielten Vorschriften betreffs der Tugend und Anweisungen, ihr nachzueifern, sie seien διδακτικαί nicht aber ἐλεγκτικαί. Die zwei Bücher, die gewöhnlich den Namen Satiren führten, gehörten der ersten Art an, man finde darin keine Ecloge, die gänzlich ohne satirische Schärfe sei; die Episteln hingegen zählten zur zweiten Art, es würden darin bald ohne Vermittlung die Tugendlehren zusammengestellt, bald würden Tugendlehren in Gespräche der Freunde eingeflochten. So dienten auch seine gelehrten Ausführungen über die Dichtkunst mehr dazu zu belehren, als jemand durchzuziehen.

An dieser Stelle führt Casanbonus auch das Urtheil Daciers über die Horazischen Satiren und Episteln an, welcher sich also äussert: Horaz unternimmt es im ersten Buch der Satiren die Laster auszurotten, im zweiten ist er bemüht, die Irrthümer und falschen Meinungen zu beseitigen. Nach diesen beiden Büchern kommen die Episteln, welche mit vollem Recht die Fortsetzung seiner Satiren

*) Casanbonus: de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satira Halae 1774.

heissen können, weil er in denselben Vorschriften über die Tugend geben und die Liebe hiezu, die sie verdient, in den Herzen entflammen will. Die einen seien *ἐλεγκτικοί*, um mit den Platonikern zu reden, ihr Zweck sei, zu tadeln und zu widerlegen, die andern seien *διδακτικοὶ καὶ παρανετικοί*, ihr Zweck sei Belehrung. Horaz wäre dabei den Principien des Sokrates gefolgt, der niemals belehrend aufgetreten sei, ohne dass er früher alles aus den Herzen seiner Schüler zu entfernen gesucht hätte, was der Aufnahme der Lehre, die er ihnen beizubringen beabsichtigte, hätte Schwierigkeiten bereiten können. — Der Ansicht des Lambinus bezüglich des Unterschiedes von Satiren und Episteln schloss sich in der Hauptsache nach die Mehrzahl der neueren Erklärer an. Sie konstatierten, dass Horaz in den Satiren eine grössere Ungebundenheit, eine humorvollere Stimmung und ein grösseres Ungestüm bekunde, dass er sich im Vollgefühl seiner Kraft*) stark genug fühle die Welt zu reformieren, dass er sich geberde, als wäre er vom Gott zum allgemeinen Sittenrichter berufen, während er in den Episteln grössere Gemessenheit, männlichen Ernst und die Ruhe des Weisen bekundet, der den Gedanken aufgibt, als Weltverbesserer auftreten zu können und sich mit der Anregung und Förderung einzelner Glieder der Gesellschaft zufriedenstellt. Welchen geistigen Fortschritt übrigens der Dichter gemacht habe von der Zeit der Verfassung der Satiren bis zu der der Episteln, wird am meisten klar, wenn wir sein Verhalten zu den Lehren der griechischen Philosophie betrachten.

Während nämlich in den Satiren seine philosophischen Anschauungen noch nicht vollständig geklärt erscheinen, sondern sich in denselben ein gewisses Schwanken und eine gewisse Unsicherheit kundgibt, ersehen wir aus den Episteln, dass seine Stellung zu den Lehren der griechischen Philosophie eine feste und bestimmte geworden ist. In der siebenten Satire des zweiten Buches sehen wir, wie der Dichter, der sich noch zum Epikureismus bekennt, bemüht ist, sich selbst Rechenschaft zu geben, warum er sich nicht den Lehren der Stoa, deren sittliche Strenge er infolge andauernden Studiums und zunehmenden Alters immer mehr zu würdigen lernte, anzuschliessen vermöge. In der ersten Epistel des ersten Buches dagegen spricht er sich über seine Beziehungen zur griechischen Philosophie klar aus, indem er erklärt, keiner bestimmten philosophischen Schule angehören, sondern nur als Gast bald hier bald dort einkehren zu wollen. Tugend (v 41) ist Laster vermeiden — die erste Bedingung der Weisheit, frei von Thorheit zu sein. — Wenn er es schon zur Meisterschaft in der Philosophie nicht bringen werde, was er auch nicht erstrebe, so werde er doch von Leidenschaften frei werden und die innere Freiheit gewinnen, die wertvoller als Gold sei.

Wie die Episteln, was den Inhalt betrifft, Zeugniss ablegen von der gewonnenen Geistesreife und vorgeschrittenen Bildung ihres Verfassers, so ist auch die Form von den Härten und Unebenheiten frei, die vielfach bei den Satiren auffallen und besonders im zweiten Buche zu einer Vollendung gebracht, welche nur die gewissenhafteste Genauigkeit in Verbindung mit einem durchgebildeten Kunstsinn erreichen konnte. Zeigen sich die Satiren als Werk eines feurigen Jünglings, so stellen sich die Episteln als das Kunstproduct eines gereiften Mannes dar. Auf die Bestimmung der Zeit, in der die einzelnen Gedichte verfasst und veröffentlicht wurden, haben seit Bentlei alle Erklärer grosses Gewicht gelegt, um die geistigen Fortschritte des Verfassers und den Zusammenhang der einzelnen Dichtungen wahrnehmen zu können. So im vorigen Jahrhundert Sanadon, in dem jetzigen Kirchner, Grotefend, Franke, Walcenaire, Teuffel u. s. w.

---

*) Siehe Teuffel „Charakteristik des Horaz“ S. 63.

Im Anschlusse an Casaubonus, der beide Dichtungsarten unter dem Namen sermones zusammenfassend sagt: Ferendi non sunt, qui epistolarum libros satirarum appellatione ac numero censent excludendos und in Hinblick auf die Aehnlichkeit des Stoffes, der behandelt wird und des reichen Masses von Ironie und attischen Salzes, das in den Episteln sich findet, erklärt Weichert*) sich hiemit einverstanden, räumt aber dann ein, dass ein gewisser Unterschied zwischen Satiren und Episteln bestehe; dieser Unterschied lasse sich aber nicht aus dem Begriffe und der Form der Episteln im engeren Sinne ableiten, nach denen ein jeder Brief Mittheilungen an eine bestimmte Persönlichkeit enthalten müsse.**) So könnten z. B. die erste und sechste Satire des ersten und die erste des zweiten Buches, welche letztere noch dazu die Ueberschrift „an C. Trebatius Testa“ trage, ebenso gut oder noch besser unter den Episteln stehen, als die neunzehnte Epistel des ersten Buches, in der er nach flüchtiger Begrüssung des Maecenas mit beissendem Spotte und verletzendem Hohne über seine unberufenen Nachahmer und Kunstrichter herfällt und seinen Verläumdern gegenüber seine Abhängigkeit von den Griechen auf das richtige Mass zurückführt und seine Verdienste um die römische Poesie in das gehörige Licht stellt. Dem Mäcenas seien, sagt Weichert, alle diese Sachen hinreichend bekannt gewesen, eine Mittheilung wäre also überflüssig gewesen, die Bitterkeit und Schärfe, die das Gedicht in reichem Masse enthalte, passe ferner nicht in einen Brief, zumal in einen solchen an seinen verehrten Gönner, dessen ausser am Anfange gar nicht mehr Erwähnung geschehe; der Dichter wende vielmehr sein Hauptaugenmerk den Dichterlingen zu, mit denen er sich nicht verglichen wissen wolle und den sogenannten Kunstkennern, die ihn mit ihrem Hasse verfolgten, weil er sie verachtete. Der Zweck des Gedichtes sei offenbar, seine Gegner durchzuziehen und ihr verkehrtes Treiben zu brandmarken. Der vorherrschende Ton sei der einer Satire, nicht eines Briefes. — Erwägt man jedoch die an die Spitze gestellte Apostrophierung des Maecenas als gelehrten Kunstkenners und hält damit zusammen, dass er ausdrücklich erklärt, dass er sich um den Beifall des windigen Pöbels nicht kümmere (v. 36) und dass er sich als Hörer und Rächer der Schriftsteller von Bedeutung (v. 39) bezeichnet, die ja den Maecenas als ihr Haupt anerkannten nnd seine unmittelbare Umgebung bildeten, so sehen wir bald, dass die Briefform eine keineswegs nebensächliche Bedeutung hat; denn um das Urtheil dieser Männer als der allein kompetenten Richter, ist es ihm ja vor allem zu thun, sie allein vermochten seine Verdienste, die er sich dadurch erworben, dass er der römischen Poesie neue Bahnen eröffnete, ganz würdigen und konnten entscheiden, was das Gekläffe seiner unwürdigen Gegner und Nachahmer zu bedeuten habe.

Roth***) ist mit der Bezeichnung Satire für einzelne der unter diesem Titel zusammengefassten Gedichte nicht einverstanden und sagt: „Dass Horaz nur theilweise wirkliche Satiren gedichtet habe, lässt sich im einzelnen genau nachweisen. Denn was ist satirisch in dem Reiseberichte Sermo 1, 5? Wenn es eine Satire ist, so muss es ja Satire sein auf irgend was; und dieses wird niemand angeben können, keiner der Commentatoren, welche eine Inhaltsanzeige voran- oder nachschicken, hat das meines Wissens versucht. Das Stück ist vielmehr ein Sermo, wie der Dichter ohne Zweifel selbst seine Satiren genannt hat, wenn man es unter den Episteln vorgefunden hätte, würde niemals ein Kritiker gemeint haben,

---

*) A. Weichert: Proclusio prim de Q. Horatii epistulis. Grimae 1836.

**) Ribbeck (Des Horatius Flacc Episteln. Berlin 1869) p. 81 gibt zu, dass die Wahl der Adresse auf individuellen Beziehungen s Inhalts zu Stellung und Denkart des Empfängers beruht haben, dass manche Wendung durch stimmte mündliche oder schriftliche Aeusserungen desselben hervorgerufen sein wird, warnt abe i der Erklärung vor Aufstellung von Hypothesen und pedantischer Klügelei und spricht sich zugleich entschieden gegen Kolster's Schrift „über die Episteln des Horaz, welche ersichtlich Antwortsschreibeu sind.“ (Meldorfer Progr. 1867) aus.

***) Roth: Zur Theorie und inneren Geschichte der Satire. Stuttgart 1848.

seine Stelle wäre eigentlich unter den Satiren. Auch Sermo I, 6 ist keine wirkliche Satire. Man müsste auch hier fragen, auf was es Satire sei. Die Neider, welche dem Dichter sein Verhältniss zu Maecenas missgönnen, geben keinen satirischen Stoff; es wäre vielmehr Stoff für den Jambus, aber wenn der Stoff auch satirisch wäre, so hätte ihn der Dichter hier so wenig satirisch als jambisch behandelt."

Horaz erzählt nun in der oben erwähnten vierten Satire des ersten Buches, die Kirchner mit Recht „des Dichters Rechtfertigung" betitelt, wie sein Vater, um ihn von Fehlern und ihn von dem damit verbundenen Nachtheil abzuschrecken und vor Schaden zu bewahren, auf das verkehrte Treiben Fremder aufmerksam gemacht, wie er dadurch seine Beobachtungsgabe geweckt und die erste Anregung gegeben habe, niederzuschreiben, was er an den Menschen Verkehrtes gefunden. Er wolle nicht als öffentlicher Ankläger (v. 65—78) auftreten, sei frei von Schadenfreude und Verleumdungssucht (v. 94—103), er wolle nur, was sein Vater ihn gelehrt hat, — vor Schaden bewahren. Was er schreibe, sei sermoni propiora (v. 42). Wenn wir nun auch, was Inhalt und Form anbelangt, alle die oben erwähnten Gedichte als sermones bezeichnen, so ist damit Weichert's Behauptung nicht bewiesen, dass die erste und sechste Satire des ersten Buches mit gleichem Rechte zu den Episteln gezählt werden, als die neunzehnte Epistel des ersten Buches für eine Satire gelten könnte. Das Thema der ersten Satire ist ein allgemeines, eine ethische Frage, welche die ganze Menschheit in gleicher Weise interessirt [der Geiz ist die Quelle aller Uebel] und wird mit solcher Ausführlichkeit nach allen Seiten behandelt, dass es unmöglich ist zu denken, es sei mit Rücksichtnahme auf den Angesprochenen, auf Maecenas, gewählt worden. Wenn man eine Beziehung auf Maecenas darin finden will, dass eine Darstellung des verächtlichen Gebahrens der Hab- und Gewinnsüchtigen zugleich auch ein schönes Lob und eine Huldigung des seinen Reichtum auf das edelste verwerthenden Maecenas enthalten soll, so war ein solcher ganz indirekter Preis seines Gönners und Freundes in einer Dedicationsschrift, als welche sich die erste Satire zweifellos darstellt, jedenfalls an seinem Platze. Uebrigens kann man dann ebenso gut auch Beziehungen auf den Dichter selbst finden, der seine Freiheit von Schmutz und Habsucht wiederholt mit Stolz betont. So sat. I, 6, 68, 69 u. 102, sat. II, 3, 159, epist. II, 2, 205.

Das Streben nach Reichthum und die Habsucht sind aber Themata, die von Lucilius an von allen Satirikern mir Vorliebe behandelt wurden. So Lucil. frgm. 4, 5; Hor. sat. II, 2, 55—62; II, 3, 82 ff.; Juv. III, 126 ff.; Juv. sat. IX; sat. X, 12, 17; desgleichen handelt Persius in seiner sechsten Satire von dem richtigen Verhalten in Bezug auf die irdischen Glücksgüter. Wie ferner Horaz in seiner ersten Satire die Thorheit und Verblendung der Menge in ihrem Streben nach Glückseligkeit und Lebensgenuss schildert, so handelt Juvenals zehnte Satire von der Nichtigkeit der menschlichen Wünsche. — Die sechste Satire des ersten Buches behandelt nun allerdings theilweise verwandte Stoffe mit der neunzehnten Epistel des ersten Buches. In der sechsten Satire vertheidigt sich der Dichter gegen die Anfeindungen derer, welche ihm, dem Sohne des Freigelassenen es verübelten, dass ihm die Gunst des Maecenas in so reichem Masse zutheil geworden sei, und indem er sich gegen den Vorwurf vertheidigt, dass nur Glück und Zufall ihm die Freundschaft des Maecenas verschafft habe, bespricht er mit edlem Freimuth, wie er zu Maecenas gekommen und wie nicht schmutzige Rücksichten, sondern sein reines Leben, seine unverdorbene Gesinnung, sowie die Geistes- und Herzensbildung, die er von seinem verdienten Vater erhalten, das Band der Freundschaft zwischen beiden Männern geknüpft habe; in der bereits mehrmals erwähnten neunzehnten Epistel des ersten Buches, die gleichfalls an Maecenas gerichtet ist, spricht er mit ebenso grosser Bitterkeit gegen die Anfeindungen, der seine poetische Richtung von Seite des Unverstands und der Scheelsucht ausgesetzt sei.

Aber in der Behandlung, die der Dichter dem verwandten Stoffe angedeihen liess, zeigt sich eine nicht unmerkliche Verschiedenheit. Indem Horaz in dieser Satire sein Verhalten zu Maecenas, die Lebensanschauungen der beiden Männer, ihre auf der Werthschätzung der Tugend beruhenden Grundsätze über Adel, Glanz, Ehrenstelluug in Gegensatz bringt zu den thörichten Neigungen der Alltagsmenschen, denen Titel und Lebensstellung alles gilt und die im Dienste der Ruhmsucht nicht nach der wahren Manneswürde fragen, die sich nur nach dessen sittlichem Werthe bemessen lässt, indem er ferner dem leichtfertigen Volksurtheile die Empfehlung seiner trefflichen Freunde und der vorschnellen Entscheidung der Ungebildeten die reifliche Prüfung gegenüberstellt, der Maecenas den Dichter, vor er ihn in sein Haus aufnahm, unterzog, leitet er die concreten Verhältnisse von der allgemeinen Idee ab; dem eitlen Sichvordrängen stellt er die besonnene Zurückhaltung, dem äusseren Glanz und Schimmer die wahre Würde entgegen, die nicht der öffentliche Ruf bestimmt, sondern die nur durch ein reines Leben ermöglicht wird. Das Gedicht ist also eine wirkliche Satire, gerichtet gegen das mit dem Ideal in schroffem Gegensatze stehende Treiben der Ehrgeizigen.

Einen ähnlichen Stoff behandelt Juvenal in seiner achten in die Briefform gekleideten Satire, was einerseits als ein Beweis der nahen Verwandtschaft zwischen Satire und Epistel angesehen werden kann, andererseits auf das unterscheidende Merkmal beider Gattungen aufmerksam macht. Denn an den einen allgemeinen Satz behandelnden Anfang der Satire, dass nämlich nicht der adelige Name, sondern eigenes Verdienst Auszeichnung verleihe, dass adelige Männer sich und ihre Ahnen oft durch Laster herabgesetzt hätten, dagegen in Krieg und Frieden verdienstvolle Männer gerade aus den untersten Volksschichten hervorgegangen seien, dass nur die eigene That, nicht die der Vorfahren wahren Adel verleihen könne, knüpft der Dichter eine Reihe von guten Lehren, wie Ponticus in jeder Lebenslage auf Charakter und Rechtschaffenheit sehen möge, wenn er an die Spitze einer Provinz gestellt würde, Mässigung und Enthaltsamkeit üben und sich die Beispiele verurtheilter Erpresser zur Warnung dienen lassen möge u. s. w. Während also der Dichter im vorausgehenden Theile Beispiele anführt, wie die Wirklichkeit einen grellen Contrast zum Ideal bilde, — was eben zum Satirenschreiben herausfordert, — zeigt er in dem nachfolgenden, wie Ponticus in der gegebenen Lage sich verhalten solle, was in einen Brief gehört. Desgleichen schildert Juvenals dreizehnte Satire, zu deren Verfassung die Kränkung den Anlass bot, die sein Freund Calvinus durch einen Kameraden erfahren hatte, der ihm eine anvertraute Summe Geldes abschwur, den grellen Widerspruch der herrschenden Sitten in Rom mit den Sitten des goldenen Zeitalters (v. 1—70), um dadurch Trostgründe für Calvinus zu gewinnen; er möge nicht allzusehr über das, was ihm widerfahren, klagen; die Zeiten seien so schlecht, dass das, was ihm geschehen, verhältnismässig noch gering sei gegenüber dem, was täglich in Rom sich zu ereignen pflege; der Dichter schliesst also auch hier an den allgemeinen Theil die Lehren an, die sich hieraus für seinen Freund ergeben, wir haben auch hier eine Verbindung von Satire und Epistel. — In der dialogisch eingekleideten ersten Satire des zweiten Buches spricht sich der Dichter mit vielem Humor über die Gründe aus, warum er das Satirenschreiben nicht lassen könne. Scheine auch dem einen seine Dichtungsart zu scharf, dem andern zu kraftlos, so könne er sich doch nicht zu etwas anderem entschliessen, denn Natur und Neigung weise ihn zur Satire, er verletze indes niemand und nur wenn er verletzt würde, bediene er sich seines Griffels als Waffe, und was den von Trebatius angeführten Grund betreffe, er werde sich bei seinen Gönnern verhasst machen, so befürchte er das so wenig, als es seiner Zeit Lucilius gethan, der sich der Gunst eines Scipio und Laelius erfreute trotz seiner Angriffe auf Bösewichte aller Gattungen. Ebenso werde

selbst der Neid ihm nicht bestreiten können, dass er mit hohen Männern gelebt habe und dass sein Leben mackellos sei. Indem also der Dichter erklärt, er sei durch seine Neigung, sein fleckenloses Leben und das Beispiel des Lucilius zum Satirenschreiben berufen und indem er jede schmähsüchtige Absicht deutlich in Abrede stellt und sich auf die innigen Beziehungen zu den hervorragendsten Männern des Staates mit Stolz beruft, gestaltet sich das Gedicht zu einer scharfen Satire gegen diejenigen, welche ihm, weil sie in ihrer Schlechtigkeit entlarvt zu werden fürchteten, das Satirenschreiben verwehren wollten und gegen diejenigen, welche ihm die Freundschaft der grossen Männer missgönnten.

Was endlich die fünfte Satire des ersten Buches betrifft, die nach Kirchners Berechnung ein Jahr vor der sechsten im Jahre 717 d. St. verfasst worden ist, so hatte Horaz in derselben nach dem Muster des Lucilius, der in seinem dritten Buche eine Vergnügungsreise nach Unteritalien, Sicilien und den umliegenden kleineren Inseln beschrieb, eine Seereise nach Brundisium geschildert, die er im Gefolge dès Maecenas mit Cocceius und Fonteius Capito unternommen. Diese Satire sowie die*) siebente des ersten Buches, die eine allgemein bekannte Anekdote aus des Dichters Lagerleben enthält, bekunden deutlich ihre Verwandtschaft mit der alten Satire, die, wie erwähnt, die verschiedensten Gegenstände des täglichen Lebens behandelte. Wie übrigens nach Kirchners**) Ausführung das letztere Gedicht in Bezug auf Form und Behandlung alle Eigenthümlichkeiten der Horazischen Satire ausgeprägt hat, nämlich die der Prosa nachgebildeten längeren durch eine Reihe von Versen sich hindurchziehenden Perioden, die bei ihm beliebte Manier, das Bild für den Gegenstand selbst ohne Vergleichungspartikel zu setzen, endlich die ihm eigenthümliche und vielbewunderte Kunst, seine Dichtungen mit einem schlagenden Witzwort zu schliessen — so enthält die fünfte Satire einen echt satirischen Grundgedanken, wie er seinen spätern Schaffungen entspricht, wenngleich wir auf den ersten Blick nichts als die Schilderuug einer Reihe heiterer Reiseerlebnisse vor uns zu haben glauben. Die Reisenden, die im Auftrage des Octavianus abgezogen waren, um mit Antonius zu unterhandeln, hatten ihren Zweck nicht erreicht, denn Antonius war bei ihrer Ankunft in Brundisium bereits von dort abgefahren, weil ihm die Brundisiner die Aufnahme verwehrten und hatte sich nach Tarent gewandt. Ungemein erheiternd musste nun die launige Schilderung der wechselreichen Fahrt auf Maecenas und sein Gefolge und Alle wirken, die wussten, mit welchem Ernste die Männer, welche es verstanden, entzweite Freunde zu versöhnen (v. 29), die Reise unternommen hatten und wie gering der Erfolg gewesen war. (Was nach Brundisium geschah, steht mit unserer Satire in keinem Zusammenhang.) Statt von Ergebnissen ihrer diplomatischen Mission, hören wir nur von einer Reihe heiterer Abenteuer. Der Plan der Reise (der als bekannt vorausgesetzt wird) also und dessen Ausführung, die Idee und deren Verwirklichung bilden Gegensätze, die den Griffel des Satirikers in Bewegung setzen mussten. — In der mehrmals erwähnten neunzehnten Epistel spricht Horaz v. 37 den Gedanken aus, dass ihm an der Bewunderung des grossen Haufens nichts liege, dass er um die Gunst des Publikums zu buhlen seinen Gegnern überlasse, während er die Entscheidung über den wahren Wert seiner Gedichte nur von Maecenas und dessen gelehrter Umgebung erwarte. — Derselbe Grundsatz wurde von Horaz bereits in der zehnten Satire des ersten Buches ausgesprochen, wo er den wegen seiner Kritik des Lucilius über ihn erbosten Gegnern gegenüber seine geistige Ueberlegenheit und seine tiefe Einsicht in das Wesen der Dichtkunst documentirt und gegen die einseitige und unbedingte Bewunderung des Altertums die erhöhten Anforderungen der Kunst und einer verbesserten Geschmacksrichtung zur Geltung

*) Nach Kirchner im J. d St. 713 nach Anderen erst nach 715 verfasst.

**) Kirchner S. 255.

bringt und der beschränkten und allzu konservativen Kritik gegenüber das Urtheil der vorgeschrittenen Köpfe der Jetztzeit ins Feld führt. Wie Horaz also in der zehnten Satire des ersten Buches die Vorzüge seiner Satirendichtung über die seines Vorgängers Lucilius mit Selbstbewusstsein hervorhebt, bespricht er in der neunzehnten Epistel des ersten Buches sein Verhältniss als Lyriker zu den Dichtern seiner Zeit; wie er sich in jener über die Urtheile feindseliger Männer hinauszusetzen erklärt, woferne er sich nur des Beifalls ausgezeichneter Männer zu erfreuen habe, spricht er in dieser seine volle Geringschätzung über den Tadel unberufener Kunstkenner und neidischer Dichterlinge aus. Die Satire enthält eine kritische Erörterung über den ästhetischen Wert der Lucilischen Satire und bespricht die Gesetze, über die kein Satiriker der Gegenwart sich hinaussetzen darf, die an Maecenas gerichtete Epistel handelt von des Dichters eigenem Verdienste um die Poesie und den allein kompetenten Richtern über dieselbe. Der mehr ironische, ja fast sarkastische Ton, der in der Epistel vorherrscht, erklärt sich aus dem vorgerückten Alter des Dichters. Denn war, wie Kirchner zu beweisen sucht, die oben erwähnte Satire bereits in seinem vierunddreissigsten Lebensjahre verfasst worden, so fällt die Abfassung der neunzehnten Epistel in eine Zeit, in der nebst den beiden Büchern der Satiren auch die Epoden und drei Bücher der Oden erschienen waren, in das Jahr 735 d. St. also in das sechsundvierzigste Lebensjahr des Dichters; und wie er in der ersten Epistel des ersten Buches, die wahrscheinlich in demselben Jahre verfasst war und die als Dedicationsschrift gelten kann, ausführt, warum er der lyrischen Dichtkunst entsage und sich ganz der Philosophie widmen wolle, so nimmt er in dieser Epistel — sowie in der zwanzigsten vom Publikum — von Maecenas mit einem Rückblick auf seine poetischen Leistungen und einem Hinweis auf seine Verdienste Abschied.

Wenn wir nun zwischen diesen beiden Gedichten — woferne wir absehen von der Zeit ihrer Entstehung, der Form und der mehr oder minder grossen Schärfe des Urtheils — was den Inhalt betrifft, keinen wesentlichen Unterschied erblicken können — beide enthalten ja die Kritik von Dichter und dichterischen Erzeugnissen und kehren sich gegen die falschen Auffassungen unreifer Köpfe, so finden wir in der ersten Epistel des zweiten Buches ein Thema berührt, das wesentlich dieser Dichtungsart eigen ist. Es ist das die Verherrlichung verdienter Männer. Wir lesen im Sueton in der Lebensbeschreibung des Horaz, Augustus habe ungehalten darüber, dass er in den Sermonen keine Erwähnung seiner Person gefunden, dem Dichter gegenüber also sich geäussert: „Wisse, dass ich Dir zürne, weil Du nicht in den meisten derartigen Schriften Dich vorzugsweise mit mir unterhältst. Fürchtest Du denn etwa, es könnte Dir bei der Nachwelt Schande bringen, wen Du als Freund von mir erscheinst?“ Einer solchen Aufforderung nun, Gedichte an ihn zu richten, d. h. die Thaten des Kaisers zu preisen, konnte der Dichter, zumal als es ihm schon früher nahegelegt worden war, wie wir aus sat. II, 1, 10—12 ersehen, nicht entschlagen. Der Brief ist also, wie übrigens Sueton ausdrücklich erwähnt, ein Antwortsschreiben auf die vorausgehende Mahnung des Kaisers. Der Dichter entledigt sich seiner Aufgabe in einer Weise, die für seinen Unabhängigkeitssinn das schönste Zeugnis ist. Er spendet den unzweifelhaft guten Thaten des Kaisers gerechtes Lob, bemerkt, dass des Monarchen Verdienste allein es seien, welche allgemeine Anerkennung finden, bringt damit die getheilte Anerkennung zusammen, welche den Erscheinungen der Literatur zutheil wird und tritt den unbedingten Lobrednern des Alten als der Anwalt der neuen Dichterschule entgegen.

Er macht den Kaiser aufmerksam auf die Hemmnisse, welche einer gedeihlichen Fortentwicklung der Poesie entgegentreten, erbittet sich die Gunst und Ermunterung desselben auf der Bahn, die er betreten und rühmt ihn als den geschmackvollen Beurtheiler poetischer Erzeugnisse. Anders als Alexander der Grosse,

der zwar zur Darstellung seiner Körpergestalt einen Apelles und Lysippus, zur Verewigung seiner Geistesthaten aber nur einen Choerilus gefunden habe, dessen Gedicht seinem Namen Schande mache, habe der Kaiser Vergil und Varius ausersehen, um das Bild seines Geistes zu verewigen. Auch er wollte gerne diesen Männern sich anschliessen, woferne ihm nur nicht die Begabung hiezu fehlte. Doch er müsste fürchten, ein Choerilus zu werden.

Der Dichter wusste also einerseits der freundlichen Aufforderung des Kaisers entgegenzukommen und auf eine feine Weise demselben einen Panegyricus zu weihen, anderseits verstand er es, seine Unabhängigkeit zu wahren und die Rolle eines Hofpoeten abzulehnen.

Idylle und Satire.

Beide Dichtungsarten entspringen sozusagen derselben Quelle, der Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen. Dieselben Zeitverhältnisse, dieselben sittlichen Verkehrtheiten werden auf zwei verschieden angelegte Gemüther einé ganz verschiedene Wirkung üben. Sie werden eine männliche, kräftige, energische Gemüthsanlage veranlassen, den Kampf mit den bestehenden Verhältnissen aufzunehmen, die Thorheiten zu verspotten, die Verkehrtheiten der Lächerlichkeit, die Nichtswürdigkeit der allgemeinen Verachtung preiszugeben; eine solche Natur ruft die Vernünftigen und Guten zum Kampfe gegen Unvernunft und Schlechtigkeit auf, sie will sittlich reinigend wirken und in diesem Wirken einen Ersatz für das Misbehagen suchen, das ihr die Gegenwart bereitet; eine andere weniger widerstandsfähige, mehr weiblich weiche Natur fühlt sich durch die Misstände der Gegenwart angeekelt und sucht ihnen zu entgehen, aus der bösen Wirklichkeit zieht sie sich zurück in eine erträumte ideale Vergangenheit oder Zukunft.

Die Satire hält dem Ideal ihr Zerrbild, die Wirklichkeit entgegen, in der Idylle fehlt in der Regel der Gegensatz zum Ideal. Die Idylle ist ein Produkt der Alexandrinischen Zeit. Der hervorragendste Dichter dieser Gattung ist Theokrit aus Syracus. Er verstand es, die Natur zu belauschen und ihre Thätigkeit mit Wahrheit und Wärme zu schildern, er wusste der Ueberfeinerung des Städters und dessen unruhigem und kriegerischen Wesen die kernige Naivität und friedliebende Natur des Landmanns entgegenzustellen, er schilderte den Mann aus dem Volke, den sicilischen Hirten in seiner Munterkeit, Unverdorbenheit und Frische, wie er ihn wirklich gesehen, wie er thatsächlich ist und hält sich ebenso ferne von verschwommener Sentimentalität als nüchternen Moralpredigten. — Betrachten wir nun die Weise, in der verwandte Stoffe von dem Satiriker und dem Idyllendichter behandelt werden. Theokrits siebente Idylle und von Horaz die fünfte Satire des ersten Buches handeln von dem Vergnügen, das den Dichtern eine Reise bereitete, die sie in heiterster Laune mit vertrauten Freunden unternommen hatten.

Theokrit und seine Freunde waren ausgezogen zur Mittagszeit, um das Erntefest zu Ehren der Demeter zu begehen. Kaum hatten sie den Weg zur Hälfte zurückgelegt, als der Musen Gnade ihnen einen Ziegenhirten entgegenführte, dessen Schulter das weissliche Fell eines haarigen, dicht durchzotteten Bockes deckte, dessen Rechte ein Krummstab aus Oelbaumholz stützte. Auf die Frage des Hirten, wohin sie zu solcher Zeit, wo selbst die Eidechse still im Dornengehege schlummere, wandelten, antwortete ihm Simichides, unter dessen Namen sich Theokrit birgt, er möge, da er ja wie kein zweiter der Hirten oder Mäher der Syrinx gebiete, ein Hirtenlied anstimmen. Nun beginnt der Geisshirt, Lykidas mit Namèn, ein Lied, worin er die Meerfahrt seines geliebten Ageanax mit frommen Wünschen begleitet und worin er den Tag, an dem jener nach glücklicher Landung sein Ziel erreichte, zu feiern verspricht auf schwellendem Lager, die Schläfe mit

einem Kranze von Rosen oder Levkoien umwunden mit Wein und Gesang, der begleitet sein soll von dem Flötenspiel zweier Hirten aus Acharnae und Lykope, welche die Macht der Musen preisen sollten. Nachdem nun der Sänger sein Lied vollendet, erhob sich zum Wechselgesang Simichides: Ihm zwar hätten die Eroten verheissen, dass die Liebe zu Myrtho, nach der er sich sehne, wie die Herde nach dem Frühling verlangt, glücklich sein soll, aber auch seines vertrautesten Freundes Herz, des Aratos, sei von Liebe zu einem schönen Knaben ergriffen. Diesen nun möge Pan der Hirtengott dem Liebenden zuführen und die Liebesgötter sollen den anmuthsvollen Jüngling mit ihren Geschossen treffen, weil er sich des Genossen nicht erbarme. Doch er sei schon reifer als die Birnen, die Mädchen sagten, es verwelke die reizende Blüthe des armen Philinos. Nicht weiter also wollten sie Wache stehen vor der Thüre des Geliebten, sie wollten der Ruhe pflegen und ein Mütterchen möge ihnen entgegenkommen, die ausspuckend üble Vorbedeutung verbanne. — Nachdem nun Lykidas sich von den Freunden verabschiedet und als gastliche Gabe ihnen seinen Krummstab gegeben hatte, setzten beide ihren Weg fort. Als der Dichter mit den Freunden bei Phrasidamos, zu dem sie geladen waren, anlangten, überliessen sie sich hingestreckt auf ein Lager von frisch geschnittenen Weinranken mit vollem Behagen dem Genuss, den ihnen die schöne Natur gewährte, lösten siebenjährigen Kitt von dem Fasse und labten sich an dem Altar der Demeter an dem Tranke, den die Nymphen gemischt, einem Tranke, wie ihn Herakles bei Pholos, wie ihn Odysseus bei Polyphemos nicht genossen. — In der oben erwähnten fünften Satire des ersten Buches kommt Horaz in Anxur, wie er eben seine triefenden Augen mit Salben bestrich, mit Maecenas, Cocceius und Fonteius Capito zusammen und nach den heiteren Erlebnissen in Fundi und dem Aufenthalte in Formiae, trifft er, wie in der erwähnten theokritischen Idylle den zum Erntefest ausziehenden Freunden der Geisshirt durch der Musen Gunst entgegenkommt, zu seiner unbeschreiblichen Freude den Plotius, Varius und Vergilius, deren Ankunft ihn das Glück der Freundschaft zu preisen veranlasst. Eine Analogie des Wechselgesanges des zum Erntefest eilenden Dichters und des Geisshirten Lykidas gibt uns der Satiriker in dem Zungenstreit der beiden Scurren des Sarmentus und des Osker Messus, deren Spässe auf dem Landgute des Cocceius die vornehme Gesellschaft zu unterhalten vermochten. — Gleichfalls verwandte Stoffe behandeln des Theokrits sechzehnte Idylle und Juvenals siebente Satire. Die Dichter beklagen sich über die mangelnde Grossmuth des Zeitalters und über die schnöde Gewinnsucht der Menschen, die unbekümmert um Wissenschaft und Kunst nur ihrer Geldgier nachhängen. Theokrit handelt von dem traurigen Loose der Dichter, Juvenal von dem der Dichter, Geschichtschreiber, Lehrer der Rethorik, Elementarlehrer. — Theokrits Idylle ist ein Lobgedicht auf König Hieron den Zweiten von Syracus. Sie beginnt mit der Klage, dass die Chariten nirgends freundliche Aufnahme finden und überall unbeschenkt vonhinnen ziehen. Nur vom Geize beherrscht trachteten die Zeitgenossen nicht den Preis herrlicher Thaten zu hören, sännen nur darauf, mit dem Gelde zu wuchern und überliessen es den G ö t t e r n, die Dichter zu ehren. Nicht also benützten Verständige den Reichtum (vgl. Hor. sat. II, 2, 100 ff.), sondern sie verwendeten ihn zur Pflege des Göttlichen in ihrer Natur, zur Unterstützung von Sängern, zu Wohlthaten nicht blos für ihre Verwandten, sondern auch für Andere (Fritsche vgl. z. St. Hor. c. 4, 7, 19. — In breiterer Weise handelt von der Pflicht, Freunde zu unterstützen Persius s. VI, 26 ff.) zur Anbetung der Götter, vor allem zur Ehre der heiligen Priester der Musen. Die reichen, hochgesinnten und gastlichen Fürsten Thessaliens lägen doch alle namenlos unter dem Schwarme unberühmter Todten, hätten sie nicht den keischen Sänger gefunden, der ihren Ruhm den künftigen Geschlechtern kündete, und die Helden der Lykier, die hauptumlockten Priamiden, Odysseus, Eumaios und Laertes wären längst verschollen,

lebten sie nicht fort in den Gesängen Homers (Man vgl. Hor. c. IV, 8, IV, 9, Ov. am. III, 9, 29 ff. ex Ponto IV, 8, 51 ff., Tibull. I, 4, 65, Prop. III, 1, III, 2.). Ohne Musen kein Nachruhm, die Erben aber vergeuden die Habe der Todten. Vergeblich ist es, dem Habsüchtigen zuzusprechen; möge das Verlangen nach Bereicherung ihn unablässig quälen, der Dichter ziehe die Ehren und Liebe der Menschen dem Besitze vieler Maulthiere und Pferde vor. Ein Mann werde erstehen, der seines Gesanges bedürfen werde, wenn er vollbracht hat, was Achilles und der trotzige Aias um Ilium vollbrachten. Nun beginnt der Dichter mit dem Preise des den Helden der Vorzeit gleichen Hieron. Möge er mit der Götter Gnade die Feinde vernichten, Wohlstand und Fruchtbarkeit möge das Land beglücken, die Spinne möge mit ihrem zarten Gewebe die Waffen überziehen und vom Schlachtruf selbst der Name verschwinden. Mögen die Dichter Hierons gefeierten Namen über das skythische Meer und hin gegen Babylon tragen.

Juvenal beginnt seine Dichtung mit einem frohen Ausblick in die Zukunft. Der Kaiser allein ist es, auf den die Dichter ihre Hoffnung setzen können; er werde nicht dulden, dass wer mit Mühe und Schweiss sich den Lorbeer erworben habe, zu einer seiner Kunst unwürdigen Beschäftigung sich genöthigt sehe, zu niedrigen Erwerbsquellen seine Zuflucht nehmen müsse, zu denen damals selbst bekannte und berühmte Dichter durch die Ungunst der Zeiten gezungen wurden; hoffe der Dichter aber von anderer Seite Schutz seiner Bestrebungen und arbeite er in dieser Hoffnung, so möge er nur lieber Holz herbeischaffen und die Bücher verbrennen oder sie den Motten zum Frasse überlassen. Der reiche Geizhals verstehe nur zu bewundern und den Meistern der Beredsamkeit Lob zu spenden, sowie Kinder den Vogel Junos anstaunten. Nachdem der Satiriker aber das Treiben der reichen Filze im allgemeinen ähnlich der theokritischen Idyllle geschildert,*) sucht er die Kniffe, mit denen dieselben sich den Unterstützungen darbender Dichter zu entziehen suchen, durch Beispiele aus seiner Zeit oder der unmittelbaren Vergangenheit zu erweisen. Ein echter und wahrer Dichter müsse ein sorgenfreies Leben führen, müsse unbekümmert sein können um die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens. Satt war Horaz, als er sich erhob zu bachantischem Ausruf; Vergils Muse wäre verstummt, hätte er nicht unter den bekannten (wenigstens in der späteren Zeit) günstigen Verhältnissen gelebt. Wie könne man also verlangen, dass ein Tragiker der Jetztzeit, der seine Geschirre versetzen müsse, um seinen Lebensunterhalt zu finden, einem Tragiker der Vorzeit es gleich thue. Vornehme Reiche verwendeten lieber ihr Geld auf Frauen, ja sogar auf wilde Thiere, als dass sie einen Freund unterstützten. Ein Lucanus in seinem mit marmornen Säulenhallen umgebenen Parke möge immerhin mit dem Ruhme sich begnügen, was nütze aber der blosse Ruhm, einem Bassus, was einem Statius, der das ganze in Massen herbeiströmende Volk durch die Vorlesung seiner Gedichte entzücke, wenn er dabei hungern müsse und sein Leben nur dadurch fristen könne, dass er für einen Pantomimen zweifelhaften Rufes, dem einzigen, der sich des Dichters annehme, neue Entwürfe schreibe? — Theokrits berühmte fünfzehnte Idylle, die Bernhardy ein Meisterwerk der reichsten mimischen Sittenzeichnung nennt, muss vor allem angeführt werden, wenn wir die nahe Verwandtschaft der idyllischen und satirischen Dichtungsart erweisen wollen.

Der Dichter zaubert uns damit ein Bild aus dem Volksleben vor die Augen, das so abgerundet, so vollendet in allen Zügen, so naturwahr und packend ist, wie es kaum schöner gedacht werden kann. Zwei Städterinnen, Frauen von Alexandria sind es, den unteren Klassen der Gesellschaft angehörig, aber wohlhabend und nicht unempfindlich für die Bedürfnisse des Luxus, welche sich zum Feste des Adonis rüsten. Die eine derselben, Gorgo ist angekommen, um ihre

---

*) Vgl. Theokr. 16, 15—21.

Freundin zum Feste abzuholen. Von derselben, Praxinoa mit Namen, zum Sitzen eingeladen, beklagt sich die erstere über die Endlosigkeit und Beschwerden des Weges; dies bietet Praxinoa willkommenen Anlass, über ihren Gatten zu schelten, den Querkopf, der ihr nur, um sie zu kränken und von der Freundin zu trennen das den Namen einer Wohnung nicht verdienende Loch gemiethet habe. Die Freundin sekundiert, schimpft noch kräftiger über ihren Mann und fordert sie endlich auf, Anstalten zu machen zur Abreise. Praxinoa schickt sich an Toilette zu machen und die Sklavin, die ihr behilflich sein muss, wird so zur Eile gedrängt, dass sie alles verkehrt macht. Endlich ist sie fertig; Gorgo staunt das faltenreiche Oberkleid an und fragt um den Preis. Praxinoa ertheilt mit Selbstbewusstsein Bescheid, setzt den Hut auf, heisst den Knaben, der nicht zum Krüppel werden dürfe, zu Hause bleiben, gibt der Sklavin die letzten Aufträge und verlässt endlich mit der Gefährtin das Haus. — Der zweite Auftritt der sich wie ein Drama abwickelnden Begebenheit spielt auf der Gasse. Welch' ein Gewühl, ruft Praxinoa, wie Ameisen drängen sich die Leute, wie werden wir da durchkommen, wie dankbar müssen wir doch dem Ptolemäus sein, dass kein Dieb und kein freches Gesindel mehr zu fürchten ist. Da kommen des Königs Paradepferde! Ueberreite mich nicht, mein Freund! Du hundedreiste Eunoa wirst du nicht ausweichen! wie danke ich Gott, dass mir der Junge zu Hause geblieben! Auf Gorgos Beruhigung, dass die Reiter fort seien, erholt sich wieder Praxinoa und versichert, dass sie sich vor Schlangen und Pferden von jeher am meisten gefürchtet habe. Auf den orakelhaften Bescheid einer Alten, die von der Burg kommt und gefragt wird, wie man in dieselbe gelangen könne, antwortet Praxinoa mit einem allgemeinen Satze über die Allwissenheit der Weiber. Das Gewühl um die Thüre vor Augen halten die Freundinnen und die Sklavin über Praxinoas Aufforderung fest an sich, dringen durch, wobei Praxinoas Kleid in Mitleidenschaft gezogen wird, und kommen endlich von einem artigen Fremden unterstützt in das Innere des Palastes. Und hiermit beginnt der dritte Akt. Die Frauen sehen sich um, bewundern die Bilder und die Tapeten, trumpfen einen, der sich über ihre Plauderhaftigkeit aufhält, tüchtig ab und hören erst zu schwätzen auf, als die Sängerin ihr Festlied beginnt. Den Vortrag der Sängerin begleitet Gorgo mit ihrem Beifall, indem sie deren Weisheit und Stimme lobt. Doch — und damit bricht sie jäh ab — es ist Zeit nach Hause zu gehen, denn der Gemahl auch sonst böse, ist ein vollendeter Sauertopf, wenn er auf das Essen warten muss. — Diese nach dem Berichte der Scholiasten nach dem Muster eines Mimus des Sophron verfasste Gedicht ist also recht eigentlich eine Idylle in der ersten Bedeutung des Wortes d. h. ein getreues A b b i l d des Volkslebens und Volksbenehmens. Der Satiriker will uns das B ö s e in concreter Gestalt vorführen, ein solches werden wir in den harmlosen Plaudereien der Frauen in unserem Gedichte nicht finden. Der Ausgangspunkt der Satiriker ist ferner ein anderer als der des Idyllendichters. Horaz ist ein Kind seiner Zeit, die Thorheiten, Verkehrtheiten, Fehler derselben vermögen ihm nicht die Liebe zur Mitwelt zu nehmen und die Liebe zu den Zeitgenossen ist es, die ihn antreibt, besser geartete Naturen durch die Kennzeichen des sittlichen Irrthums dem Guten, Verständigen und Zweckmässigen zuzuleiten. Aus dieser Quelle entspringt das ridentem dicere verum (sat. I, 1, 24) und der Humor des Horaz. — Juvenal steht seiner durch und durch verdorbenen Zeit feindselig gegenüber, er sieht keinen Ausweg zur Besserung mehr, die Entrüstung ist es, die ihm die Satire abzwingt. (Juv. sat. I, v. 30, v. 79, v. 149).

Dem Theokrit war es nur darum zu thun, ein möglichst genaues Bild unverkünstelter Natur zu geben, die Denk- und Sprachweise der Personen besonders aus den unteren Volksschichten mit möglichster Treue und Wahrheit darzustellen; mit der genauen Naturschilderung und scharfen Charakteristik ist seine Aufgabe erfüllt; R e f l e x i o n s t e h t i h m g a n z f e r n e.

Wenn wir den heitern Bildern dieser Idylle die gräulichen Zeichnungen entgegenhalten, die Juvenal in seiner sechsten Satire über alle Arten von Untugenden und Laster der Weiber entwirft, so gewinnen wir ein klares Bild von zwei wesentlich verschiedenen Zeitaltern und zwei ganz anders beanlagten Dichternaturen.

Eine Verwandtschaft zwischen Satire und Elegie finden wir in einer der frühesten Dichtungen Tibulls in I, 4. Teuffel in der Vorrede zur Uebersetzung des genannten Dichters macht darauf aufmerksam, dass dies Gedicht stofflich und theilweise auch in der Form viele Aehnlichkeit zeige mit der fünften Satire des zweiten Buches von Horaz.*) — In der nur wenige Jahre früher verfassten Satire fragt Ulysses nach seinem Eintritt in die Unterwelt den Seher Tiresias, wie er sein zertrümmertes Vermögen wieder ersetzen könne, und der Satiriker legt dem Tiresias Lehren in den Mund, welche die elenden Kniffe der Erbschleicher seiner Zeit an den Pranger stellen und dem Spotte preisgeben. Dem Elegiker ist eine solche Absicht ferne; er will nur das ihn beherrschende Gefühl sehnsüchtigen Verlangens und quälender Furcht zum Ausdruck bringen, er will nur ein Bild seines bewegten Innern geben; das Gedicht bringt aber auf den Leser beinahe dieselbe Wirkung hervor, wie die Satire. Der Leser wird und muss die Anstrengungen, die dem ruhelosen Liebhaber und noch dazu ohne Erfolg auferlegt werden, lächerlich finden. — Zu diesem Effekt hat jedenfalls die vielleicht bewusste Nachahmung des Horaz beigetragen, dass er die Lehre einer mythischen Person in den Mund legte, dass er aber als Mitunterredner nicht gleichfalls wie Horaz eine Person der Vorzeit wählte, sondern selbst als solcher eintritt, ist jedenfalls kein Vorzug gegenüber der Horazischen Satire.

Idyllische Züge in den Gedichten Tibulls und Horaz.

Die Idylle als Gattung blieb den Römern fremd. Der praktische Sinn des Römers wies die Bürger auf unverdrossene gemeinsame Thätigkeit nach innen und aussen hin. Nur hiedurch war es ihnen gelungen, Rom jene Stellung zu geben, welche die übrigen Völker seine Oberherrlichkeit anzuerkennen zwang, nur dadurch konnten sie ihre Herrschaft erhalten. Der Römer der republikanischen theilweise wohl auch noch der kaiserlichen Zeit war von der Nothwendigkeit, den Staatsgedanken verwirklichen zu müssen so sehr durchdrungen, dass er alle seine Thätigkeit dem Dienste des Vaterlandes zu weihen für seine erste Pflicht, sich für dasselbe zu opfern für den grössten Ruhm ansah. — Sich von der Gemeinsamkeit abzuwenden, in sein Inneres sich zu verschliessen, die Rechte der Individualität ohne Rücksicht auf den Staat zur Geltung zu bringen, war dem Römer, wenigstens der besten Zeit, fremd. Erst mit dem Verfall der republikanischen

*) Vgl. Hor. s. II, 5, 24 ff. neu si vafer unus et alter — Insidiatorem praeroso fugerit hanc, Aut spem deponas aut artem inclusus omittas. Weiter v. 39 persta atque obdura, seu rubra Canicula findet infantes statuas — mit Tibull. 4, 15—20. Ferner Hor. II, 5, 17 mit Tib. 4, 41 u. 42. Ferner Hor. II, 5, 27—31 mit Tibull. 4. 21—23; Hor. v 42, 43 mit Tibull. 47, 48; Hor. v. 88 ff. mit Tibull. v. 47 ff. — Der Schluss beider Gedichte übt fast dieselbe komische Wirkung. Tiresias hat die Rolle eines Magisters der Erbschleicherei mit solchem Glücke durchgeführt, dass wir über dem langen Sermon Persönlichkeit und Umgebung der Sprechenden zu vergessen angefangen haben und Römer und zwar Römer der Kaiserzeit sprechen zu hören glauben; da gemahnt uns plötzlich der jähe Schluss der Rede dass wir in der Unterwelt sind und Helden aus grauer Vorzeit vor uns haben. — Desgleichen hat der Dichter in Tibulls Elegie eben die Lehren des Priapus verkündet und sich zum Rathgeber und Anwalt der unglücklich Liebenden erklärt; da ruft er plötzlich wehe über sich selbst, dass der grausame Marathus alle seine Liebesmühen zu Schanden mache und schliesst: „Mache Knabe, dass ich nicht ein Gegenstand des Stadtgespräches werde und dass man allerorts über meine nichtigen Lehren spotte.“

Verfassung und mit der Begründung des Kaiserthums trat hierin eine Wendung ein. Denn mit der Concentrirung aller Macht in den Händen von Oligarchen oder eines Monarchen blieb dem Bürger nur mehr übrig die Herrscher zu unterstützen, oder, wenn er die Unmöglichkeit einsah, eine Aenderung in den bestehenden Verhältnissen herbeizuführen, dem politischen Getriebe sich zu entziehen und für die eigene Ruhe Sorge zu tragen; in einem behaglich eingerichteten Privatleben Ersatz zu suchen dafür, dass die Antheilnahme an den Staatsangelegenheiten verwehrt war.

Idyllische Züge finden wir daher erst in den Dichtungen Vergils, Tibulls und des Horaz. Vergil, dem schon infolge seiner schwächlichen Constitution ein thätiges Eingreifen in die Staatsmaschine versagt war, erhielt schon durch seine Erziehung auf dem Gute seines Vaters die erste Anregung zur Verfassung ländlicher Gedichte, bei deren Bearbeitung er sich ganz den Theokrit zum Vorbild nahm, ohne dass es ihm gelungen wäre, denselben zu erreichen.

Tibull auf dem Lande geboren und nach dem frühen Tode seines Vaters unter weiblicher Leitung auferzogen, dabei hart mitgenommen von den Stürmen der Zeiten, fand nur in dem Landleben und der Liebe den Trost, dessen seine zarte Seele bedurfte. Kein römischer Dichter wusste wie er tiefe Innerlichkeit, Wahrheit und Wärme des Gefühls mit vollendeter Kunst der Darstellung zu paaren. Dem idyllischen Zuge seines Innern leiht Tibull gleich in den Elegien des ersten Buches Ausdruck. In der zehnten erhält der Dichter auf seinem heimatlichen Gute von Messala die Aufforderung, mit in den Krieg zu ziehen. Der Gedanke an die Trennung von seinem Lieblingsaufenthalte nöthigt nun dem Dichter Verwünschungen der Schwerter, des Krieges und der Veranlassung des letzteren — der Habsucht — ab. Daran schliesst der Dichter eine Reihe von Bildern aus dem Landleben; die trübe Gegenwart lässt ihm die Zeit unschuldiger Einfachheit doppelt wertvoll erscheinen, er ruft die heimatlichen Laren an, die ihn schon auferzogen, als er als zartes Knäblein vor ihnen hertrippelte, verwünscht den Krieg, der den ohnehin nahen Tod noch beschleunige und rühmt die Sicherheit des Landmannes. Den Schluss des Gedichtes bildet der Preis des Friedens, der die Stiere unter das Joch führt, die Trauben zeitigt und das Familienglück begründet und der höchstens durch Kämpfe der Venus unterbrochen wird.

Der äussere Anlass der ersten Elegie des ersten Buches war gleichfalls eine Einladung Messalas, des Gönners unseres Dichters, an einem Feldzuge theilzunehmen. Der Dichter lehnt dieses Anerbieten ab, begründet aber seine Weigerung anders, als in der vorausgehenden Elegie. Reichtum möge sich sammeln, der durch endlose Mühsal beim Nahen des Feindes geängstigt wird, dem die drohende Kriegstrompete den Schlaf verscheucht, mich möge meine Dürftigkeit hinüberleiten zum unthätigen Leben, so lange nur beständiges Feuer auf meinem Herde leuchtet.

Die Elegie zerfällt in drei Hauptheile: Im ersten von v. 7—25 schildert uns der Dichter die Freuden, die das Landleben ihm bietet: Die Rebenpflanzung, der Obstbau und was damit in Verbindung steht, die Verehrung der ländlichen Götter. v. 25—51 enthält den zweiten Hauptheil und den Hauptgedanken des ganzen Gedichtes: Möchte ich endlich einmal in der Lage sein, zufrieden zu leben mit dem Wenigen, das ich besitze und nicht immer auf weite Märsche bedacht sein müssen, könnte ich das Aufgehen des Hundssterns unter dem Schatten des Baumes neben dem rieselnden Bache schauen! Nachdem er weiter die Freuden geschildert, welche die Beschäftigung mit den Thieren des Landes ihm bringt und der Cultus der Pales und der übrigen Götter, die auch seine kleinen Opfer nicht verschmähen werden, kehrt der Dichter noch einmal zurück zu dem bereits angedeuteten Gedanken: Ich verlange nicht den Reichthum der Väter und die Erträgnisse, die den Ahnen die eingeheimste Ernte brachte; eine mässige Ernte genügt, es genüge, wenn es mir vergönnt ist, auf dem Lagér zu ruhen und auf dem ge-

wohnten Polster die Glieder zu strecken. Welch' ein Genusss ist es, die rauhen Winde liegend zu hören und in schöner Gesellschaft sorglos sich in Schlummer wiegen zu lassen, wenn der winterliche Süd eisige Regenströme herabgiesst. Ein solches Glück möge mir zutheil werden, reich möge mit Recht sein, wer der Wuth des Meeres und düsterer Regengüsse zu trotzen vermag. Im dritten Theil v. 51—78 führt der Dichter aus, wozu er bereits durch das Vorausgehende den Uebergang sich gebahnt hatte: nämlich die Liebe zur Delia. — Ein erhebendes Zeugnis seiner warmen Liebe zur freien Natur und seiner für die harmlosen Freuden des Landlebens empfindungsvoller Seele bildet ferner die erste Elegie des zweiten Buches. Durchgeben wir das Gedicht, das zunächst durch das ländliche Fest der Ambarvalien veranlasst wurde, so heben sich deutlich dessen einzelne Theile von einander ab. Sie sind: 1. Die Vorbereitungen zum Feste 1—15; 2. Der Festzug und die Feier des Festes im häuslichen Kreise 15—36 (Der über die Auspicien, die der Götter Gnade verheissen, entzückte Dichter überlässt sich einer ausgelassenen Festfreude. v. 29, 30. „Bei Wein werde der Tag gefeiert, nicht braucht man sich zu schämen, trunken zu sein am Festtag und den Fuss schwankend nach Hause zu bringen. Vgl. Ovid. am. 3, 10, 47) 3. Das Festlied zu Ehren der Fluren und der Götter der Fluren. 36—90. Das letztere enthält wieder ein begeistertes Lob des Landlebens. Die Götter des Landes waren es, welche das Leben in Bezug auf Kleidung und Wohnung verfeinerten, die Thiere den Menschen dienstbar machten, die Wildheit der Sitten milderten und den Menschen den Obst-, Wein- und Getreidebau lehrten; sie hiessen sie singen nach vollendeter Arbeit, wiesen sie an, die Götter zu verehren und lieferten den Stoff für den häuslichen Fleiss und die kunstvolle Arbeit der Frauen.*) Ja Cupido selbst ist auf dem Lande aufgewachsen und er, der zuerst seines Bogens Kraft an den Herden erprobt hatte, sucht nun die Mädchen zu treffen. Gewaltig ist seine Kraft, bedauernswerth der, dem der Gott feindlich, beglückt derjenige, dem er gewogen ist. Feiert den Gott, ruft ihn an und spielet, so lange es noch Zeit ist.

Horaz, der heitere, lebensfrohe, für die Genüsse der Hauptstadt keineswegs unempfindliche Römer, ist gleichwohl, wie wir aus vielen Stellen ersehen konnen, ein Freund des Landlebens, nicht darum, um sich darin abzuschliessen, dort eine Welt für sich zu construiren, sondern aus praktischen und philosophischen Rücksichten, wodurch der durch natürliche Begabung und griechische Bildung ausgezeichnete Mann sich leiten liess. Er liebt das Vergnügen, aber nur ein vernünftiges und massvolles*α), er besitzt, was er an Tibull rühmt, die Kunst zu geniessen*β), er tauscht den unbeschränkten Gebrauch seiner Musse nicht für Arabiens Schätze*γ), eher als seine Unabhängigkeit zu opfern, ist er bereit alles, was er seinem Gönner verdankt, diesem wieder zurückzuerstatten*δ); ihm genügt, was er besitzt und er verlangt sich nicht mehr, denn kein Besitz und kein Haufen von Gold und Erz vermögen den Leib des Besitzers vor Krankheit zu bewahren, die Seele von Sorgen zu befreien; will man das angesammelte Gut recht geniessen, so muss man zu allererst gesund sein *ε) — In der zweiten Satire des zweiten Buches, in der er Ofellus, einen schlichten Landmann die Vorzüge einer einfachen Lebensweise

*) Bei dem sonst so ernsthaften Dichter fällt der heitere Ton auf, welcher das ganze Gedicht durchzieht. — Man beachte die Ironie in der Darstellung des obenerwähnten Gedankens: v. 61: Um Sorgen zu bereiten den zärtlichen Mädchen trägt das Schaf sein weiches hellschimmerndes Vlies auf dem Rücken.

*α) Ep. I, 14, 36 u. I, 2, 55.

*β) Ep. I, 4, 6. — Wenn er sich in dieser Epistel ein Schweinchen aus Epikurs Herde nennt, so ist das gewiss nur eine scherzhafte Uebertreibung, um sein frohes Geniessen mit der Schwermuth des Freundes in Gegensatz zu bringen.

*γ) Ep. I, 7, 36

*δ) Ep I, 7, 39.

*ε) Ep. I, 2, 47—50. Vgl. Juv. 10, 356.

preisen lässt und die allen Modethorheiten nachhängenden Schwelger sowie die schmutzigen Geizhälse mit seiner satirischen Geissel verfolgt, hebt sich der Schlusstheil, in welchem der Dichter den Ofellus sein Leben auf dem Lande schildern lässt von v. 112—136 wie eine Idylle ab.*) Ofellus hatte infolge der von Octavian angeordneten Aeckervertheilung sein Landgut eingebüsst, das einem gewissen Umbrenus zufiel. Von letzterem nahm nun der einstige Besitzer sein väterliches Gut in Pacht und lebte auf demselben mit seiner Familie so harmlos und eingeschränkt, wie vormals als Besitzer. — Bei aller Einfachheit seines Tisches vergönnte er sich aber doch zuzeiten, wenn ein Besuch aus der Stadt kam, oder wenn die Regenzeit der Familie Musse auferlegte, ein heiteres Mahl und ergötzte sich nach einem Gebete zur Ceres an einem Trunke labenden Weines und dem Spiele. Mag auch, spricht er, Fortuna wüthen und immer neue Stürme erregen, diese unsere Gemüthsruhe kann sie uns nicht rauben. Wir sind nicht magerer geworden, seit der neue Insasse gekommen, zum dauernden Herrn des Bodens hat aber die Natur Niemanden bestimmt: auch der jetzige Herr wird auf irgend eine Weise von seinem Besitze verdrängt werden; was heute mir, kann morgen ihm geschehen. Daher Muth und Entschlossenheit im Unglück.**) — In der sechsten Satire des zweiten Buches, einem Gedichte, das nicht im Sinne der späteren Satiriker und der modernen Anschauungsweise als Satire gelten kann, sondern nur im Sinne des Lucilius, wonach die Satire „williges Organ für einen beliebigen Inhalt“ ist (Teuffel a. a. O. S. 152) tritt die begriffliche Verwandtschaft von Idylle und Satire so sehr hervor, dass sie Fritsche geradezu für eine Idylle erklärte.***) Horaz war durch den definitiven Sieg des Octavianus über Antonius in dem Besitze seines Sabinums vor allen Gefahren gesichert und das beruhigende Bewusstsein, dass der geliebte Landsitz sein unbestrittenes Eigenthum geworden sei, lässt die Vorzüge des Landlebens vor dem Stadtgetriebe in besonders günstigem Lichte vor sein Auge treten. Was ihm dem genügsamen****) und entschlossenen Manne das Land Schätzenswertes biete, das Land, wo weder schädliche Ehrsucht, noch der bleierne Süd, noch der Herbst, der grausen Libitina Ernte ihn peinige (v. 17, 18) lässt uns der Dichter erstlich auf negativem Wege errathen, indem er die Beschwerden und Unannehmlichkeiten des Stadtlebens, wie er sie jeden Tag von frühe bis spät zu ertragen hatte, die Geschäfte auf dem Markte, vor Gericht, bei Maecenas, die Qualen, welche ihm die Zudringlichkeit der Leute, die seine Beziehungen zu Maecenas nicht verstanden und seinen politischen Einfluss bei demselben überschätzten, bereiteten, auf das lebendigste schildert. — Haben wir so ein deutliches Bild der Ermüdung und Uebersättigung des Dichters gewonnen, so sind wir um so empfänglicher, die Genüsse des Landlebens zu vernehmen. Und welcher Art sind diese? Durch die Bücher der Alten, durch Schlaf und müssige Stunden süsse Vergessenheit des kummervollen Lebens zu schlürfen (v. 62, 63), ein einfaches Mahl im eigenen Hause, ein frohes muthwilliges Gesinde, Freiheit von allen thörichten Satzungen, Ungebundenheit beim Gelage, erhebendes und belehrendes Tischgespräch über die wichtigsten, alle Menschen berührenden Fragen statt der seichten Stadtgespräche, deren Thema nur fremde Angelegenheiten und unnütze Dinge bilden. Die v. 60—76 schälen sich von dem ganzen Gedichte wie eine reine Idylle ab; die Seligkeit, die der nach Freiheit ringende Mensch in stiller Zurückgezogenheit und vernünftigem Lebensgenusse findet, kann wohl kaum ein-

*) Dass dieser Schlusstheil später als die Satire verfasst wurde, begründet ausführlich Teuffel in „Horaz Satiren von Kirchner — Teuffel“ II, p. 40

**) Vgl. Archiloch. trim. frgm. 32 u. 33 und eleg. frgm. 55.

***) v. 17 Quid prius inlustrem satiris Musaque pedestri? erklärt er: Was könnte ich da eher und lieber als das Glück dieses Landlebens in leicht hingeworfenen Gedichten mit ihrem einfachen Ausdrucke verherrlichen?

****) Vgl. v. 6—15 und carm. 3, 29, 9—16 mit Persius VI, 12—18.

facher und schöner dargestellt werden. Die folgende Fabel von der Stadtmaus und der Landmaus, eine weitere Ausführung des Vorangehenden und auf das Allgemeine übertragend was der Dichter persönlich erlebte, enthält eine Menge reizender lieblicher, ja possierlicher Züge, wie sie in eine Idylle passen. — Gleichfalls zu einer Idylle gestalten sich die v. 1 —25 des an Fuscus Aristius gerichteten 10. Briefes des ersten Buches. Er vergleicht sich dem Freunde — der im Neste hockenden Stadttaube — gegenüber mit einer Waldtaube, die Bäche, Haine und moosumzogene Felsen liebt. Er fühlt sich frei wie ein König, sobald er verlassen, was Andere mit Zuruf zum Himmel erheben, sorglos wie ein entlaufener Priestersklave, der früher mit Honigfladen gefüttert ward und jetzt in der Freiheit gerne sein trockenes Brod verzehrt. Will man der Natur entsprechend leben, so gibt es keinen bessern Ort, als die seligen Fluren. Gemässigte Winter, milde Lüfte, kummerloser Schlaf sind Vorzüge, die selbst der verwöhnte Städter anerkennen muss. — In dem an Bullatius gerichteten eilften Brief tröstet er den uns nicht näher bekannten Adressaten, welcher durch politische Verhältnisse Rom zu verlassen genöthigt war und in seiner Verstimmung jeden auch den geringsten Winkel der Anwesenheit in Rom vorzog, er möge den Ort, der ihm jetzt in seiner mislichen Lage ein willkommenes Asyl biete, nicht auf die Dauer mit dem Aufenthalte in Rom vertauschen — geistig und körperlich Gesunde blieben, so lange das Glück ihnen lächle, in Rom und lobten Asiens schöne Gegenden nur von der Ferne aus — die glücklichen Stunden, die ihm ein Gott verliehen, mit dankbarer Hand annehmen und den Genuss nicht auf Jahre verschieben, damit, wo immer er geweilt habe, er sagen könne, er habe gerne gelebt. Von Sorgen befreien nur Vernunft und Klugheit, nicht ein Meer beherrschender Ort; nur den Himmel, nicht den Sinn vertausche, wer über das Meer schiffe.

Geschäftiges Nichtsthun setzt uns in Bewegung; zu Schiffe und zu Wagen suchen wir dem Lebensglücke nachzujagen; wer aber bescheiden und zufrieden sei, finde, was Andere zu erjagen suchten, sowohl hier, wie in dem geringsten Neste. — In der an den Meier seines Gehölzes und „des ihn sich selbst wiedergebenden Gutes“ adressierten mit Rücksicht auf Maecenas verfassten vierzehnten Epistel des ersten Buches, in welcher er dem Maecenas für das grossmüthig geschenkte Sabinum danken und sein oftmaliges Fernbleiben von Rom entschuldigen will, erklärt er, den Versuch machen zu wollen, ob er es nicht besser verstehe, das Unkraut aus seinem Herzen zu jäten als der Meier aus seinem Acker. — Die Unzufriedenheit mit dem eigenen und das Verlangen nach fremdem Lose bezeichnet er als eine allbekannte Eigenheit der menschlichen Seele. Den Grund der Unzufriedenheit, den wir in dem eigenen Gemüte suchen sollten, glauben wir im Orte zu finden. Der träge und lüsterne Sklave wünsche sich aus unlauteren Gründen von der Stadt auf das Land versetzt und sehne sich wiederum auf dem Lande nach der Stadt zurück. Dagegen motiviert der Dichter seine d a u e r n d e Vorliebe für das Land in der zweiten Hälfte der Epistel. Die Verse 31—40 in der von Ribbek glücklich durchgeführten Reconstruction des Briefes, in denen er, durch die Erfüllung einer Freundespflicht in Rom zurückgehalten, seiner unbezwinglichen Sehnsucht Ausdruck leiht, die ihm jetzt entgegenstehenden Schranken zu durchbrechen, um dort hinzukommen, wo niemand ihn um sein Glück beneide noch ihm dasselbe durch heimtückische Misgunst zu vergiften suche, und höchstens die Nachbarn spöttisch lächeln, wenn er den Spaten führe, wo ihn, dem früher ein feines Gewand und glänzende Locken die Zuneigung selbst der geldgierigen Cinara gewannen, ohne dass er sie mit Spenden bedachte, ein mässiges Mahl und ein Schläfchen im Grünen in der Nähe der Baches erfreue, während er früher schon zur Mittagszeit am klaren Falerner sich labte, — enthalten eine vollständige kleine Idylle. Auch die Verse 104—112 der achtzehnten Epistel des ersten Buches, welche Ribbek dem Schlusse der sechzehnten Epistel mit Recht angefügt hat, in

der er betont, dass einzig und allein der wahrhaft Gute durch keine Fessel behindert werden könne, wahrhaft frei sei, verrathen eine wahrhaft idyllische Stimmung eines zufriedenen Gemütes. Er theilt in denselben dem Freunde die Gedanken und Wünsche mit, die ihn erfüllen, wenn er am klaren Bache Digentia Erholung suche. Nichts anderes erflehe er von Juppiter, als dass er ihn im Genusse dessen erhalten möge, was ihm jetzt beschieden sei, nämlich eines hinreichenden Stosses von Büchern und eines Vorrathes von Früchten, der ihn der Sorge für die Zukunft entledige. Leben und Habe, was die Götter geben und wieder nehmen können, erflehe er von denselben, das beste aber, nämlich den Gleichmut der Seele, wolle er sich selbst schaffen.

In der herrlichen zweiten Epode, in welcher der Dichter von v. 1—8 das Glück des Landmanns vor allen andern Ständen preist, von v. 9—22 die angenehmen und zugleich lohnenden Beschäftigungen des Landmannes, von v. 27—39 die Genüsse, die ihm der Sommer und Winter bringen, von v. 39—66 die alles überbietenden häuslichen Freuden schildert, wird uns plötzlich eine grosse Ueberraschung bereitet. Während wir glaubten, Aeusserungen eines mit kindlicher Einfalt ausgestatteten nach den reinen Freuden der Natur sich sehnenden Gemütes zu vernehmen, gewahren wir urplötzlich, dass wir einen unverbesserlichen Wucherer vor uns haben, dessen augenblickliche bessere Regung sofort wieder durch die Stimme der Leidenschaft, der er zeitlebens diente, erstickt wurde. — Wir kommen hiemit auf die Epoden zu sprechen und deren Aehnlichckeit mit den Satiren. Horaz bezeichnet sich hierin ausdrücklich als Nachahmer des Archilochos, erwähnt aber, dass er sich denselben hinsichtlich des Rythmus und des Feuers der Leidenschaft, nicht aber hinsichtlich des Inhalts seiner Gedichte zum Vorbilde genommen habe. (Hor. ep. I, 19, 24 u. 25). Des Archilochos Reichtum des Geistes und Gewandtheit in den mannigfachsten metrischen Formen, dessen unvergleichliche Schärfe im Ausdrucke, die Leidenschaftlichkeit seiner glühenden Seele, sein unumwundener herber Spott verschaffte ihm eine solche Stellung in der Literatur, dass er fast einstimmig zu den grössten Dichtern des Altertums gezählt und neben Homer genannt wurde. Um sich an Lykambes, der ihm seine Tochter, die von ihm heiss geliebte Neobule*) verweigerte, zu rächen, hatte er beschlossen, sich die ländliche Ungebundenheitan den Festen der Demeter und des Dionysos zunutze zu machen und den Lykambes, und dessen ganzes Haus dem Spotte der Heimatinsel preiszugeben. Sein Grundsatz war, dem, der ihm Uebles zugefügt, mit schlimmeren Uebeln zu vergelten (fragm. 67.)**) Durch diese ununterbrochene Verhöhnung war ihm gelungen, was er wünschte, dass nämlich Lykambes wurde den Bürgern ein grosses Gelächter (fragm. 92.)***) Boten diese scharfen und ätzenden Spottgedichte auch vielfach ein verzerrtes Bild der Wirklichkeit, verstanden sie es, alle üblen Züge in vielfach allzu grellem Lichte darzustellen, so fanden sie doch den ungetheilten Beifall der Zeitgenossen, weil sie nach Ottfried Müllers treffender Bemerkung — wie Carikaturgemälde aus Meisterhänden — viel besser als alles andere die Wahrheit illustrieren.

Des Archilochos Leben war aber auch in anderer Hinsicht unruhig und bewegt. Einem Orakelspruche folgend wanderte er von Paros nach Thasos, nahm an den Kämpfen gegen thrakische Völkerschaften Antheil, fand aber auf der letzteren Insel nicht das Glück, das er erwartete und scheint nach vielen traurigen Erfahrungen wieder in seine Heimatsinsel zurückgekehrt zu sein. Diese Erlebnisse

*) Die Gluth seiner Liebe offenbaren uns die Fragmente 84 u. 85. „Mich beherrscht, o Freunde, das Verlangen, welches die Glieder löst, seelenlos liege ich, von Sehnsucht verzehrt, bis auf die Knochen von schweren Schmerzen durchbohrt. Weiter fragm. 101: Solche Liebe hat mein Herz umschlungen, dass Dunkel mein Auge umgibt, sie hat mir den muthigen Sinn aus der Brust gestohlen. Zum Beispiel genommen hat sich Horaz diese erwähnten Verse in epod. 11.

**) Vgl. fragm. 117: Vieles weiss der Fuchs, der Igel aber nur Eines.

***) Vgl. Hor. sat. II, 2, 107.

und das Unglück, das ihn in Paros betroffen, wusste er ebenfalls in lebhaften Farben zu schildern. In dem neunten an einen Perikles gerichteten Fragmente klagt er über die Leiden, welche die Colonie auf Thasos betroffen, weist aber zugleich auf das von den Göttern dagegen geschaffene Mittel hin — auf die Standhaftigkeit. „Der harte Schlag, der sich jetzt gegen uns gewandt hat und über den wir weinen, kann bald einen anderen treffen. Darum haltet unterdessen muthig aus und werft von euch weibische Trauer.“ — Horaz sagt also in der oben erwähnten Stelle, dass er sich den Rythmus des Archilochos zum Vorbilde genommen habe und wir finden in der That in der Hälfte der Epoden die bei Archilochos beliebte Verbindung des jambischen Trimeters und Dimeters, ein Versmass, das eigentlich dazu angethan ist, den beissenden Spott durch das dem Trimeter folgende kürzere und raschere Metrum noch wirksamer und schneidiger zu machen. So verhöhnt er in der vierten Epode einen sich blähenden reichen Parvenu, der unbekümmert um die Blicke der Verachtung, die ihn von allen Seiten trafen, in prunkendem Staatsgewande einherschreitet und im Theater den Rittern den Platz streitig zu machen sich erkühnt. So stellt er in der fünften Epode das skandalöse Treiben einer gewissen Canidia dar, welcher der Dichter persönlich nahe gestanden sein mag, so verspricht er in der sechsten nach Art des Archilochos und Hipponax einen Verläumder zu verfolgen, der arglose Wanderer quäle und vor Mächtigen feig sich zurückziehe, so fährt er in der achten und zwölften Epode mit den ungeschminktesten Schmähungen auf alte Buhlerinnen los, die ihr Spiel noch immer nicht einstellen wollten, so wünscht er in der zehnten Epode einem schmähsüchtigen Dichterling alles Unglück auf die Reise, so erklärt er sich in der siebzehnten Epode mit feiner Ironie anspielend auf den Scherz seiner Freunde durch die in der fünften Epode hart mitgenommene Canidia für besiegt, wogegen jene mit lächerlichem Pathos ausführt, sie werde ihn ihre Macht fühlen lassen, ihre Rache werde ihn in den Tod treiben, ihr Triumph über ihn werde ein vollständiger sein. — Die angeführten Epoden verfolgen alle den Zweck, die Person des Gegners herabzusetzen und dem Spotte preiszugeben und persönlicher Kränkung, persönlichem Rachegefühl verdanken sie ihren Ursprung. Die Satiren hingegen verfolgen durchaus einen sittlichen Zweck, sie wünschen die Besserung der gerügten Uebelstände, die Aufrüttelung der moralisch Irregehenden, sie suchen die Fehlenden durch Beschämung dem Ideal näher zu bringen, die Absicht aber persönlich zu verletzen, die Schmäh- oder Rachsucht zu kühlen, die Tendenz zu verleumden, stellt, wie wir bereits erwähnt haben, Horaz ausdrücklich in Abrede Die das politische Gebiet berührende sechzehnte Epode, die zu den ältesten Dichtungen des Horaz gehört, in welcher er das Unglück der Bürgerkriege schildert und zur Auswanderung nach den Inseln der Seligen räth, um ungestört von Frevlern und Habgierigen ein Leben voll Glück und Zufriedenheit zu führen, dürfte jedenfalls nach dem Muster eines Gedichtes des Archilochos verfasst sein, in dem er auf Thasos von allerlei Ungemach heimgesucht seine Mitbürger zur Rückkehr nach der Heimat auffordert; und einzelne Verse wie v. 39 in dem er weibischer Klage sich zu entschlagen gebietet, sowie die Schilderung des Adynaton v. v. 25—34 weisen auf das Vorbild hin (Vgl. Archil. fragm. 55 u. 31), aber seiner ganzen Anlage nach nähert sich das Gedicht mehr der Satire, während die fast dasselbe Thema behandelnde siebente Epode, die sich mit der vierzehnten Ode des ersten Buches vergleichen lässt und die unter dem unmittelbaren Eindruck des Sieges von Actium verfasste neunte Epode mehr an den höhern Flug der Oden gemahnen.

PA
6095
J34

Jäger, Hermann
Bemerkungen zur römischen
Satire

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY